

The Sorrow

Von Illu

Inhaltsverzeichnis

Prolog:	2
Kapitel 1:	4
Kapitel 2:	8

Prolog:

Blut. Ein kostbares Geschenk, das uns doch so leicht genommen werden kann. Es pulsiert durch unsere Adern und erfüllt uns mit Leben. Ohne dieses Pulsieren würden wir erkalten. So eisig wie die Tundra würden unsere Herzen dann werden und alles und jeden verstoßen. Ja, ohne Blut wären wir nichts als bloße Gesteinsbrocken, die fest auf dem Boden verankert sind und keine Freiheit haben.

Wir könnten nichts mehr wahrnehmen, kein Licht, keine Wärme, keine Nähe zueinander. Nur noch die Leere bliebe uns. Eine stille Leere, die sich über alles legt und droht es zu erdrücken. Und dann wäre es schwarz. Eine Dunkelheit aus den Untiefen würde uns umhüllen, uns umschmeicheln und versuchen uns zu verführen.

Und wir? Wir würden mit Genugtuung machen, was sie sagt und von uns verlangt, nur um wieder etwas Leben in uns zu spüren. Und die Dunkelheit würde beginnen uns auszufüllen. Sie würde nie genug davon haben. Wenn sie einmal die Macht hat, dann nutzt sie diese auch bis zum letzten Aufschrei aus.

Ja, es würde viele Schreie geben: Angstschreie, verzweifelte Schreie, Wahnsinnschreie und hasserfüllte Schreie. Und Rufe. Doch Rufe an wen? Gott? Gibt es ihn überhaupt? Hatte es ihn je gegeben? Hatte er je jemandem freiwillig geholfen? Würde er es je tun? Die Gebete würden mit der Zeit verblassen. Alles Menschliche würde aus uns herausgequetscht, bis zum letzten Tropfen.

Und die Dunkelheit? Sie hätte dann ihre Macht fast vervollkommnet. Die Schreie würden aufhören. Nur noch der Hass würde uns an damalige Zeiten erinnern. Und Hass währt lang...Er zerfrisst uns von innen, ganz genüsslich und langsam. Doch würden wir uns gegen die Dunkelheit wehren? Würden wir lernen unseren Hass zu benutzen? Wohl kaum. Denn dann würden wir schon lange vergessen haben, was Licht bedeutet. Wir hätten uns schon zu lange an die Dunkelheit gewöhnt und würden uns im Licht nur noch blind und kriechend umherirren. Nein, den Hass würden wir schüren, denn er wäre unsere einzige Antriebskraft für das, was man dann „das Leben“ nennen würde. Ein Leben voller Qualen und Schmerzen.

Und allmählig würden unsere Körper zu Schatten werden. Alles Natürliche fiele von ihnen ab. Ihre Bewegungen wären dann außergewöhnlich, so leicht und geschmeidig wie sie es sonst nie im Irdischen gewesen wären. Eine bisher ungekannte Anmut würde sich in ihnen ausbreiten und sie führen, allein von der Dunkelheit angetrieben.

Und so wie sich unsere Körper langsam verwandeln würden, würden sich auch unsere Seelen verändern. Der Hass vertreibt alles Menschliche aus uns. Unsere Seelen würden sich nach und nach zurückziehen in die hintersten Winkel des Bewusstseins, wo sie keiner mehr finden würde. Eines Tages werden sie dann vollkommen vergessen sein. Keine Erinnerungen würde es an sie geben. An die Stelle unseres Selbst würde dann etwas anderes treten, etwas, was ebenfalls die Dunkelheit mitgebracht hätte: die Gleichgültigkeit.

Wenn die Dunkelheit alles von uns besäße und wir vollkommen in ihrer Macht ständen, wäre uns alles egal, vor allem was mit anderen Menschen wäre. Wenn unser Wesen der Gleichgültigkeit verfiere, hätte uns die Dunkelheit schon fast ganz unter ihrer Kontrolle. Bis von unserer Seele nichts mehr übrig ist und diese den Willen der Finsternis gefährden könnte, hält sich die Dunkelheit noch zurück, denn sie hat alle Zeit der Welt und kann warten, bis der günstigste Moment gekommen wäre. Dann schlägt sie ohne Vorwarnung zu. Ihr Ziel wäre es, das letzte menschliche Überbleibsel in uns für immer auszulöschen. Qualen, die wir bis zu diesem Zeitpunkt erlebt hätten, wären dann pure Zärtlichkeiten gewesen. In dem Moment, in dem uns das längst vergessene Selbst entrissen würde, ständen wir vor dem Wahnsinn. Ein allerletzter Schrei käme von unseren Lippen, obwohl wir das Schreien schon vor langer Zeit aufgegeben hätten.

Danach wäre es still. Still wie ein tiefes Gewässer, aus dem nie ein Laut dringen würde. Dann wäre alles zerstört, was uns einst in vergangenen Tagen ausgemacht hätte. Und unsere Augen, die Fenster zur Seele würden grau und trübe werden. Die Leere, die uns ausfüllen würde, würde nun desinteressiert die Umgebung betrachten. Unser Körper, nun schon halb ein Schatten, würde sich nun vollkommen der Dunkelheit zuwenden und in sie hineintauchen, bis sie ihn ganz verschluckt. Eine Weile danach würden wir dort noch weiterleben, getrieben von den verlockenden Rufen aus der Tiefe. Und dann, dann würden wir mit der Dunkelheit, die uns zu dem gemacht hätte, verschmelzen. Auch wir würden dann zu einer neuen Dunkelheit werden, die die Menschen jagt.

War denn nicht ein Leben ohne Gefühle ein viel besseres Leben? Wäre man denn nicht ohne diese lästigen Eigenschaften viel freier? Die Schatten der Dunkelheit würden es bejahen. Viele Menschen würden Zweifel an ihrem bisherigen Leben bekommen. Die Restlichen würden versuchen die Fragen zu ignorieren, denn sie wussten die Antwort instinktiv. Hatten die Schatten denn nicht Recht? Würde es nicht vieles vereinfachen? Und so würden sich viele neue Opfergaben für die Schatten finden und die Dunkelheit sich ausbreiten. Schatten ohne Seele, ohne Gefühle, ohne Angst, von ihren eigenen natürlichen Trieben zum Leben erweckt. Diese Wesen würden dann den Alltag regieren, sich einen nach dem anderen holen, um ihn zu einem von ihnen zu machen.

Sie bräuchten nur eines zu tun, nur eine einzige Sache den Menschen entreißen, etwas, was ihnen selbst vor langer Zeit entrissen wurde, bevor ihre Verwandlung begann, als sie auch noch Menschen waren und wonach sie sich in ihrem tiefsten Innern immer noch sehnen würden. Und wenn dann alle Menschen von der Leere, von der Gleichgültigkeit ausgefüllte Schatten wären, dann hätte die Dunkelheit über uns gesiegt. Und das nur wegen einer einzigen Sache, die uns fehlen würde, eine einzige Sache, die uns unsere Wärme gibt: Blut.

Kapitel 1:

Nacht. Ein gellender Schrei ließ die Umgebung erwachen. Er war lang gezogen und wurde mit der Zeit immer höher. Jeder, der ihn hörte, bekam von ihm eine Gänsehaut über den gesamten Körper gejagt. Man erstarrte förmlich. Die Spannung in der Luft war fast greifbar. Seit Monaten wurde in einem kleinen Haus gebetet. Ein junger Mann um die 20 Jahre alt lag nun schon geraume Zeit krank und verseucht im Bett. Er war der Urheber dieser Schreie. Dieser Laut von ihm ließ die Nachbarschaft aufhorchen. Sie hatten vor langer Zeit schon geglaubt, dass er sterben würde. Sollte dieser Schrei nun endlich das Ende des jungen Mannes herbeirufen, der sich schon so lange quälte?

Man hatte ihn vor 5 Monaten blutüberströmt. In einer Gasse gefunden. Überall hatte er Wunden, war zerfleischt und geschändet. Der junge Mann sagte nichts, saß nur apathisch da. Man vermutete einen Tierangriff, denn man entdeckte auch Bisswunden. Dann brachte man ihn zu seiner Familie, die ihn wieder gesundpflegen sollte. Anfangs schien es ihm besser zu gehen, doch dann kamen die krampfhaften Anfälle und Fieber. Dazu schrie er. Nächtelang. Tagelang. Wochenlang. Dabei starrte er immer wieder zum Himmel. Seine Worte waren jedoch unverständlich. Ansonsten sprach er zu niemandem. Die Ärzte vermuteten Tollwut und konnten nichts mehr für ihn tun. Nach 2 Monaten hörte der Mann mit dem Schreien auf. Sein Zustand verbesserte sich schlagartig. Seine Familie atmete auf. Er konnte endlich seinen gewohnten Arbeiten nachgehen.

Doch erschien er von außen wie ein normaler Mensch, hatte sich doch sein Charakter verändert: War er vorher freundlich, schien er jetzt allen das Leben schwerer zu machen. Hatte er davor viel und gerne geredet, blieb er nun schweigsam. Erschien er früher gutmütig, war er nun umso aggressiver. Seine Familie bemerkte es als erste. Danach die Nachbarn und zum Schluss das ganze Städtchen. Sie alle wussten, dass sein innerer Kampf mit der Krankheit noch nicht gewonnen war. Aber sie ließen ihn in Frieden, in der Hoffnung, die Ruhe würde ihm guttun. Doch danach verschlechterte sich sein Zustand wieder drastisch. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Die Krämpfe setzten wieder ein, doch diesmal blieben die Schreie aus. Sein Blick wurde immer trüber. Auch in diesem Zustand musste er Wochen im Bett liegen. Dem Städtchen wurde nun klar, dass die Krankheit doch stärker als sein Wille war. Das einzige was sie nun noch tun konnten, war zu hoffen, dass er ein schnelles Ende fände. Und in dieser Nacht schrie er wieder.

Es war soweit. Bald würde er abtreten. Wie lange dauert es wohl noch? Vielleicht ein oder zwei Tage? Stunden? Dann wäre es endlich vorbei. Dieser letzte Schrei, dieser letzte Aufruf innerer Qualen rief nun das Ende dieses jungen Mannes herbei. In diesen dunklen Stunden ließ das Städtchen die Familie des Sterbenden allein. Die Leute wollten kein Blut an ihren Händen kleben haben. Der Tod war etwas schmutziges, was nur schwer wieder abzuwaschen war. Auch die eigenen Familienmitglieder zogen sich einige Momente nach dem Schrei zurück. Zuerst die Cousins und Cousinen, danach die Großeltern, dann der eigene Vater, der seinen Blick angewidert abwandte von dem kümmerlichen Menschenrest, den er einst ‚Sohn‘ genannt hatte. Dem Vater folgten

nach und nach die Geschwister des Mannes. Allein seine Mutter hielt sich krampfhaft an ihm fest und wollte ihm beistehen, bis sie unter fließenden Tränen von ihm weggezerrt wurde. Der Sterbende sollte alleine in eine andere Welt übergehen. So war es Brauch. So war es Tradition. Wer dagegen verstieß war befleckt und unrein, ein Ausgestoßener. Die Minuten vergingen. Leise tickte eine Uhr, als ob diese die letzten Sekunden für den Mann zählte.

Plötzlich war ein Knacken zu hören. Jemand schlich sich trotz des Verbotes zu dem beinahe Toten. Die Tür öffnete sich knarrend und wurde sogleich mit einem leisen Klicken zugeschlossen. Eine kleine Kerze erhellte den Raum etwas. In ihr Licht trat nun eine zierliche Gestalt, den Körper darauf bedacht unter einer schwarzen Robe zu verstecken. Sie nahm nun die Kapuze mit langsamen Bewegungen ab. Braune Locken umspielten das runde Gesicht mit den hohen Wangenknochen, was nun erschien. Ihre sonst so honigfarbenen Augen waren nass und von den vielen Tränen, die sie geweint hatten, gerötet. Sie richteten sich nun auf den Mann, der ihnen so viel bedeutete, und der sie jetzt doch zu verlassen drohte. Das Mädchen ging nun vorsichtig zu dem Bett, in dem er lag. Dort kniete sie sich auf den harten Holzboden und griff nach seiner Hand. Mit zittriger Stimme flüsterte sie ihm ‚Bruder‘ zu. Dieser wandte ihr daraufhin langsam sein Gesicht zu. Es war schweißüberströmt und voller Zweifel.

„Marylin! Was tust du hier?“, fragte er sie nun mit erschöpfter Stimme. Seit langem hatte er mit niemandem mehr ein Gespräch geführt. „Du darfst nicht hier sein, also mach, dass du wegkommst! Wenn dich hier –“

Weiter konnte er nicht sprechen. Marylin hatte ihm ihren Finger auf dem Mund gelegt, damit er schwieg. Sie wollte, dass er seine letzten Kräfte noch sparen konnte und nicht für Gerede verschwendete.

„Ich weiß“, sprach sie mit leiser Stimme. „Wenn sie mich hier jetzt finden würden, wäre ich verbannt. Aber ich möchte nicht, dass du alleine bist.“ Sie sah ihn liebevoll an. Er war ihr älterer Bruder und sie seine jüngere Schwester. Sie waren zusammen aufgewachsen und hatten viel Gutes, aber auch Böses erlebt. Von all ihren Geschwistern hatte er sich am meisten um sie gekümmert. Nun wollte sie ihm helfen, so wie er es immer früher immer für sie getan hatte. Sie liebte ihren Bruder und er hatte einen großen Platz in ihrem Herzen.

„Du musst gehen, Mary. Meine Zeit ist gekommen. Ich werde nun bald gehen.“ Bei diesen Worten wandte er sich wieder von ihr ab. Seine Miene wurde bitter. Marys Griff um seine Hand wurde fester. Sie wollte seinen Worten nicht trauen und schüttelte mit ihren Kopf. Ihr traten nun wieder Tränen in die Augen.

„Geh jetzt!“, befahl er ihr. Seine Worte waren kalt. Als sie weiterhin sitzen blieb und ihn anstarrte, riss er seine Hand nun von Marylin weg. Tränen der Verzweiflung rannen ihr nun über das schöne Gesicht. Sie schmeckte das Salz an ihren roten Lippen. Als sie jedoch immer noch neben dem Bett ihres Bruders kniete, wandte dieser sich plötzlich um und erhob die Hand dabei.

Als diese die Wange der jungen Frau traf, hörte man ein lautes Klatschen. Marylins Tränenfluss hörte mit einem Lidschlag auf. Der Schock war zu groß. Das hatte ihr

Bruder noch nie getan. Und sie war sich sicher, dass er das ohne seine jetzige Krankheit auch niemals getan hätte. Nun begriff auch sie es: Es war nicht ihr Bruder, der da im Bett vor ihr lag und sie geschlagen hatte. Erst in diesem Moment fiel ihr auf, wie sehr sich ihr Bruder in den Monaten seiner Krankheit verändert hatte. Nun stand sie auf, eine Hand an ihrer geröteten Wange aufgelegt. Ihr Herz wurde nun schwer. Sie musste sich für immer von ihm verabschieden. Einige Momente stand sie noch regungslos vor ihm.

„Mach, dass du hier wegstommst!“, sagte er mit ruhigem Ton aber scharfen Worten zu ihr. Dann drehte auch er sich wieder weg. Es wurde still in dem Raum. Einige weitere Momente vergingen.

„Leb wohl.“, flüsterte Marylin ihm nun zu. In diese Worte legte sie all ihre Zärtlichkeit und Gefühle. Hastig zog sie dann ihre schwarze Robe enger und setzte sich wieder ihre Kapuze auf. Sie bewegte sich Richtung Tür.

„Egal was passieren wird, trauer bloß nicht um mich.“, sagte der Sterbende noch schnell zu ihr. „Wende dich nicht der Vergangenheit zu. Vergiss sie und lebe für die Zukunft.“ Seine Stimme klang nun erschöpft. Marylin stoppte. War das jetzt nicht ihr wirklicher Bruder, der zu ihr sprach? Sie hatte den Drang sich ein letztes Mal umzudrehen, ihrem Bruder in die Augen zu sehen. Doch sie wusste, dass es ein Fehler wäre. Dann könnte sie nie mehr aus diesem Zimmer gehen und den Tod hinter sich lassen. Sie schritt nun, langsamer als zuvor, auf die Tür zu, um die Bande zwischen ihr und ihrem Bruder langsam zu trennen. Sie ergriff das Schloss, drehte den Schlüssel um und ließ die Tür aufgehen. Leise schlüpfte sie durch den Türspalt und ließ die Vergangenheit hinter sich, wie es ihr Bruder gesagt hatte. Der Mann sah ihr hinterher. In dem kurzen Moment, in dem er Marylin vor sich selbst gewarnt hatte, wurden seine Augen klar und hell. Er hatte sich kurz von seiner Krankheit losgerissen. Nachdem Marylin dann verschwunden war, kehrte die Leere wieder in seinen Blick zurück und er versank wieder in der Dunkelheit.

Die Zeit verging weiter. Regungslos lag der Sterbende auf seinem Bett. Wartete er auf das Ende? Dachte er gerade daran, dass er diese Welt verlassen sollte? Nein. Er wusste es besser. Es war nicht der Tod, der ihn erwartete. Lange hatte er auf diesen Moment gewartet, viel zu lange. Sicher war es für ihn eine Erlösung, doch nicht von den Qualen und Schmerzen, die er empfand. Nun konnte er sein bisheriges für immer hinter sich lassen. Dann konnte er frei sein und hätte keine Verpflichtungen mehr. Er musste nur warten bis sie kommen und ihn holen würden. Nicht mehr lange. Er schaute auf eine Uhr. Bald brach der Morgen an. Die Zeit wurde knapp. Der Sterbende hievte sich hoch. Langsam stieg er nun aus dem Bett und als er stand, bewegte er sich auf das einzige Fenster im Raum zu und öffnete es. Kühle Luft schlug ihm entgegen, die er begierig einsog. Dann bemerkte er, wie sich seine Erschöpfung langsam legte und seine Kraft, die er vor seiner Krankheit besessen hatte, zu ihm zurückkehrte. Sie mussten schon ganz in seiner Nähe sein. Der Sterbende, nunmehr wieder ein Mann, lehnte sich aus dem Fenster und beobachtete das Städtchen. Die Laternen auf den Straßen waren bereits gelöscht. Bald würden wieder die ersten Menschen erwachen. Der Mann wurde ungeduldig.

Plötzlich ertönte Hufgetrappel auf den steinernen Straßen. Er sah, wie sich vier Reiter

seinem Fenster näherten. Seine Aufregung stieg, als sie nun vor ihm anhielten. Die Gestalten trugen schwarze Mäntel, mit denen sie Körper und Gesicht verhüllten. Auch ihre Pferde waren schwarz wie die Dunkelheit und warfen ihre Köpfe hoch. Eine Gestalt streckte nun nach dem Mann ihre Hand aus und der Wind flüsterte ihm zu, dass er mitgehen sollte. Doch der Mann brauchte nicht zu überlegen. Er war schon aus dem Fenster heruntergeklettert und stand nun direkt vor den Gestalten. Ihre trüben Augen richteten sich auf ihn.

Er wusste, wen er vor sich hatte: Sie waren es gewesen, die ihn vor mehreren Monaten angefallen und infiziert hatten. Sie hatten ihn beobachtet und auserwählt. Sie hatten ihn zu dem gemacht, was er jetzt war.

Er stieg nun auf eines der Pferde mit auf. Die Reiter gaben ihren Tieren nun die Sporen und galoppierten davon.

„Leb wohl, Marylin.“, war das Letzte, was er zu seiner Vergangenheit sagte. Ab jetzt sollte sie niemals mehr erwähnt werden und für immer hinter ihm bleiben. So verschwanden die schwarzen Gestalten mit wehenden Umhängen in der Dunkelheit der Nacht.

Kapitel 2:

Dunkelheit umgab die junge Frau, die sich vorsichtig durch die Gänge des Hauses schlich. Sie musste wachsam sein, niemand durfte sie entdecken. Rastlos sahen sich ihre Augen um. Ihre Brust hob und senkte sich angestrengt, damit ihr Atem nicht zu laut erschien. Ihre Füße setzten sacht auf dem hölzernen Boden auf, um ja keinen Laut zu erzeugen. Meter um Meter bewegte sie sich langsam vorwärts. Die Gänge in diesem Haus waren verzweigt und führten nicht selten in eine Sackgasse. Sie waren über viele Generationen hinweg erbaut worden, je nach Bedürfnissen. Doch die Frau wusste genau, wo sie entlang musste. Nur noch zweimal abbiegen, dann wäre sie in ihrem eigenen Raum, in Sicherheit. Doch dieser letzte Abschnitt war ebenso der gefährlichste. Die Dielen waren alt und marode, jederzeit bereit, Geräusche von sich zu geben. Und in diesem Abschnitt des Hauses lagen die meisten Zimmer. Die Frau schluckte, bevor sie anfang sich an das Muster zu erinnern, das Muster der knarrenden Dielen, das sie mit ihrem Bruder an vielen Nachmittagen während ihrer Kindheit entschlüsselt hatte.

Falsche Gedanken zur falschen Zeit. Dies war eindeutig nicht der richtige Ort, um über ihren Bruder nachzudenken. Er war ein Fremder geworden, ein unbekannter Mann, dem sie sich niemals widmen würde. Die Erlebnisse waren noch jung. Ihre Wange glühte noch leicht von dem Schlag, das Herz schlug ihr bis zum schmalen Hals hinauf. Sie musste endlich die Tür zu ihrem Zimmer erreichen, dann würde sie sich dem allen widmen können...

Marylin sah nun das Dielenmuster deutlich vor sich. Vorsichtig bewegte sie ihren rechten Fuß und verlagerte das Gewicht. Nichts passierte. Gerne hätte sie durchgeatmet, doch mittlerweile war sie auf Höhe ihres Elternzimmers angekommen. Und in dieser Nacht, nach dem Schrei ihres Bruders, würde niemand mehr schlafen. Sie hielt die Luft an. Schritt um Schritt kämpfte die junge Frau sich vorwärts.

Plötzlich erschütterte ein lautes Knacken den Dielenboden. Was war das? Marylin blieb jedoch keine Zeit das herauszufinden und sich umzusehen. Sie hörte durch die Wand, wie sich jemand im Elternzimmer erhob und zur Tür stürmte. Sie musste weg. Die aneinander knirschenden Dielen waren nun egal, hauptsächlich sie wurde nicht entdeckt. Also tat sie das einzige, was möglich war und rannte die letzten Meter. Die Zeit verging nur langsam. Marylin versuchte schnell zu handeln, doch die Luft um sie herum wirkte wie eine zähe Masse. Schwermütig griff sie mit zitternden Händen nach der Tür, riss sie auf, glitt durch den engen Spalt, blickte sich um und sah wie ihr Vater mit wutverzerrter Miene im Gang stand. Er blickte ihr in die geröteten Augen und vermittelte nur einen einzigen Ausdruck: Hass. Marylin wusste nun, dass ihre Verbannung besiegelt war. Die Strafe für das nächtliche Umherstreifen, für den Besuch bei dem Sterbenden, für den Bruch ihrer Tradition. Doch während diesem langsam voranschreitenden Augenblickes, sah sie noch etwas Anderes. Gelbe Augenpaare waren aus der Dunkelheit aufgetaucht und mächtige Reißzähne wurden geleckt. Eine schwarze Gestalt sprang auf ihren wutverzerrten Vater zu, der dies alles nicht zu bemerken schien. Doch in diesem Moment hatte Marylin ihre Tür zugeschlagen. Sofort schloss sie diese ab. Die Schwermütigkeit war dahin, die Zeit verging wie gewohnt. Plötzlich zerriss ein Schrei die Stille. Das musste ihr Vater

gewesen sein. Was sollte sie tun? Ein Teil von ihr war bereit, wieder zurück zu laufen, nachzusehen, was nun vor ihrer Tür geschah und ihrem Vater beizustehen. Doch der andere, überwiegende Teil ließ sie erstarren. Marylins Finger gruben sich in das Holz der Tür, auf der noch ihre Hände auflagen. Die Dielen krachten. Holz splitterte. Nein, sie würde nicht hinausgehen. Die Angst hatte sich längst durch ihre Knochen gefressen. Unverwandt starrte sie auf die Tür. Gespannt lauschte sie dem Toben im Flur zu. Vor ihrem geistigen Auge sah sie den stummen Kampf zwischen ihrem Vater und der Bestie aus der Dunkelheit. Woher kam es? Warum griff es an? Und vor allem: Was war es? Marylin hatte nicht viel sehen können, da kein Licht in den Schatten der Flure brannte. Aber es war ein Jäger...

Sie schauderte. Ihre Haut bäumte sich einmal am gesamten Körper auf. Somit wurde endlich Bewegung in ihre starren Glieder gebracht, ein Umstand, den sie zu nutzen wusste. Kaum hatte es ihre dünnen Arme erreicht, stieß sie sich von der Tür weg. Allmählich ging sie auf ihr Bett zu und setzte sich mit ungelassenen Bewegungen verkrampft darauf.

Etwas war nun anders. Erst nach einigen Sekunden fiel der jungen Frau auf, dass sich abermals die Totenstille über das Haus gelegt hatte. War dieses Wesen vielleicht nur Einbildung gewesen? War es ihrer Fantasie entsprungen und existierte womöglich gar nicht? Kam ihr Vater nun jederzeit in ihr Zimmer gestürmt, um sie zu strafen? Sie wartete. Die Stille blieb. Die Stunden vergingen und langsam drang das Licht der Sonne durch den schmalen Fensterstreifen. Marylins Gedanken kreisten stets um die selben Fragen. Die Müdigkeit nagte nun ebenfalls an ihr. So wurde ihr Atem ruhiger, die verkrampfte Haltung ließ sie los. Allmählich fiel sie auf ihre Decke, die Augen schon zur Hälfte geschlossen. Da wurde die Tür sanft geöffnet und eine in schwarz gehüllte Gestalt bewegte sich langsamen Schrittes auf sie zu. Der anmutige Gang ließ sie über das Holz schweben. Dann beugte sie sich zu dem Mädchen hinunter. Eine Hand strich sanft das braun gelockte Haar von der geröteten Wange, auf die es gefallen war. Marylin bewegte sich nicht, erschien es doch so unreal.

„Bald, Marylin...bald...“, hauchte ihr eine angenehme Stimme entgegen. Dann entglitt sie vollkommen in den Schlaf. Die Sonne stand nun hoch am Himmel. Gemurmel von der Straße drang zu der Schlafenden nach und nach durch. Allmählich öffnete sie die Augen und richtete sich auf. Da bemerkte sie, wie etwas an ihr herunterfiel und leise raschelnd auf dem Boden landete. Sie beugte sich vor und betrachtete den Gegenstand vor ihrer Liege. Es war ein Tuch, so rot wie dunkle Rosenblätter. Ihre rechte Hand streckte sich dem Stoff entgegen und nahm ihn langsam auf. Er war weich und streifte sanft über ihre Haut. Marylin sah ihn sich genau an. Einige Initialen hätte sie erahnen können, doch das Lesen blieb ihr verwehrt. Sie hatte es nie gelernt. Wie war das Tuch zu ihr gekommen? Dann sah sie noch etwas. Schwarze Pfotenabdrücke führten von der Tür zu ihrem Bett und wieder zurück. Eine böse Vorahnung beschlich Marylin. Sie war noch immer in diesem Zimmer, in diesem Haus, dieser Stadt. Sie war nicht verbannt und auch nicht tot. Niemand war letzte Nacht in ihr Zimmer gestürmt und hatte sie mit sich gezerrt. Ihr Vater war nicht erschienen...Sie umklammerte das seidene Tuch, stand auf und ging mutigen Schrittes auf die Tür zu, um diese zu öffnen. Doch vor ihren Augen erbot sich ein Bild des Grauens. Abermals erstarrte ihr Körper.

Dort lag ihr Vater, dennoch bemerkte sie nur das schmerzverzerrte Gesicht, dessen Lippen zu einem stummen Schrei geöffnet waren. Die rote Blutlache verband den abgerissenen Kopf zuerst mit einem unnatürlich angewinkelten Arm, der auf den weiter weg liegenden Torso deutete. Spitze Knochen mit angewachsenen Sehnen stachen aus der verformten Haut hervor. Das konnte nicht sein! Das durfte nicht sein! Unentschlossen darüber, ob sie weitergehen oder sich lieber wieder in ihr Zimmer zurückziehen sollte, zitterte Marylin am gesamten Körper. Die milchigen Augen ihres Vaters starrten vorwurfsvoll zu ihr empor. Das laute Summen der Fliegen schallte in ihrem Kopf wider. Sie surrten um die Wunden herum, um dort ihre Eier abzulegen, damit ihre Brut genügend zum Fressen bekam. Eine reichhaltige Nahrung – ihr Vater.

Plötzlich drang ein weiteres Geräusch an Marylins Ohren. Die Tür neben ihrem Zimmer wurde knarrend geöffnet. Jede Faser ihrer Muskeln spannte sich an. Ihr ohnehin schon schneller Herzschlag beschleunigte sich nur noch mehr. Kam jetzt das Monster heraus, das ihren Vater abgeschlachtet hatte? Das überall auf dem Dielenboden weitere Pfotenabdrücke hinterlassen hatte, die das Blut weiter im Raum verteilt hatten? Was würde sie jetzt tun? Sie konnte sich nicht umdrehen und die Sicherheit ihres Zimmers aufsuchen. Denn während sie wie hypnotisiert dastand und weiterhin überlegte, war die hölzerne Tür bereits zur Hälfte geöffnet. Schon waren kleine tapsige Schritte zu hören. Und mit einem Mal löste sich ihre Starre.

Es war kein blutrünstiges Wesen, das weiter im Haus umherging, um weiter nach Menschen zu suchen. Es war ihre kleine, 4-jährige Schwester, die geradewegs auf ihren Vater zuging.

„Papa...“, sagte sie mit ihrem engelsgleichen Lächeln.

Ohne zu zögern rannte Mary zu ihr hin und nahm sie von hinten hoch in ihre Arme. Sie drückte das kleine Mädchen dicht an ihren Körper und umschlang sie mit den Armen, während ihre Hände den kleinen Kopf mit den blonden Haaren bestimmend gegen ihre Brust drückten. Sie sollte nicht sehen, was hier im Flur lag. Sie war zu jung, um die Grausamkeit des Lebens zu erfassen und zu begreifen. Behutsam ging sie in das Zimmer ihrer beiden anderen Geschwister, wobei sie versuchte einen großen Bogen um die Blutlache am Boden zu machen. Unbekümmert lagen die beiden kleinen Jungs da und schliefen in ihre Decken gehüllt. Selbst die Schreie ihres Bruders in der Nacht schienen sie in der Nacht nicht gestört zu haben.

„Schlaf mein Liebes und bleib hier.“, erzählte sie ihrer kleinen Schwester, während sie diese zwischen ihre Brüder legte. Hier würden sie in Sicherheit sein. Vorerst. Doch wie erging es wohl ihrem großen Bruder? War er schon in die andere Welt hinübergetreten? Oder ihre Mutter? Wenn ihr Vater..., dann vielleicht auch sie? Mary musste sich unter Kontrolle halten. Sie durfte nicht zögern. Wenn ihr Bruder letzte Nacht wirklich gestorben war, dann war sie jetzt das älteste Kind der Familie. Der Gedanke an die Verantwortung ließ sie ihre Schultern straffen. Mit festem Schritt trat sie aus dem Zimmer wieder hinaus, den Blick stets nach oben gerichtet, um ihren Vater nicht ansehen zu müssen. So ganz wollte es ihr nicht gelingen, doch ihre Schritte waren schnell genug. Dann erblickte Mary die leicht geöffnete Tür des Elternschlafzimmers. Geöffnet? Das war ungewöhnlich. War ihr Vater so aufgebracht gewesen, dass er vergessen hatte sie zu schließen? Und noch ehe sie ganz die Schwelle überschritten hatte, wusste sie es.

Ihre Mutter war das genaue Gegenteil ihres Vaters gewesen. Immer freundlich, wurde niemals laut und kümmerte sich rührend um ihre kleinen Geschwister. Und auch jetzt war sie es noch. Wie friedlich sie doch jetzt in ihrem Bett lag. Allein die Tränen auf ihren Wangen, die durch das Licht des noch frühen Tages schimmerten, verrieten die Trauer und den Schmerz ihres Todes. Marilyn schritt langsam auf sie zu, um sich neben sie auf das Bett zu setzen. Dort entdeckte sie nur eine einzige Wunde an ihrer Mutter, die sich an ihrem Hals befand. Nichts weiter. Doch Marilyn empfand keine große Trauer, eher Bedauern. Sie hatte Respekt vor ihrer Mutter gehabt, empfand aber keine Liebe, sondern eher Sympathie und sogar ein wenig Zuneigung. War sie doch nur das zweite Kind und dazu noch ein Mädchen gewesen. Lediglich eine Hilfe im Haushalt. Ihre Mutter hatte sie gut erzogen, oftmals war sie aber mit ihrem Bruder durch die Stadt gezogen. Dort hatte sie das meiste gelernt, was sie jetzt konnte, erlernt. Und dazu gehörten nicht nur das Stehlen und lautloses Verschwinden. Sie seufzte und erhob sich dann wieder von dem Bett. Ein letztes Schlafzimmer hatte sie noch nicht besucht. Dort würde ebenfalls der Tod auf sie warten. Und jetzt wäre es auch egal, wenn sie gegen die Tradition verstieß. Sie war auf alles gefasst, ging auf die letzte Tür zu und öffnete diese trotz ihrer inneren Unruhe sehr langsam.

Die Tür war offen.

Das Zimmer leer.

Ein Windstoß wehte durch den verlassenen Raum. Das leere Bett strahlte Kälte aus. Weg.

Er war weg.

Mary ging nicht einmal mehr über die Schwelle und kehrte sogleich um. Jetzt musste sie entscheiden, was zu tun war. Sie war automatisch und mit einem Schlag das Oberhaupt, bis ihre Brüder alt genug waren. Alles andere spielte keine Rolle mehr. Wen sollte sie verständigen? Um Hilfe rufen? Überhaupt irgendetwas tun? Ihre Gedanken wirbelten im Kopf herum. Ohne etwas zu bemerken, führten sie ihre Schritte zu den Treppen, hinunter, durch den engen Wohnraum mit der familiär betriebenen Bar, hinaus in das grelle Licht der Sonne.

Das Treiben auf der belebten Straße hielt mit einem Male inne. Die Augen der Menschen richteten sich voller Skepsis auf die junge Frau mit den blutverschmierten Füßen und dem gehetzten Blick, der der Schock im Gesicht stand.

„Was ist passiert?“ Ein Mann trat aus der Menge hervor. Sie antwortete nicht, wurde an den Schultern gepackt.

„Mary, was ist los?!“ Die laute Stimme hallte in ihrem Kopf wider, während sie geschüttelt wurde.

Nein, sie hatte nicht allein die Verantwortung. Sie musste nichts allein entscheiden. Es gab gute Freunde. Mit zitternder Hand gebot sie dem Mann hineinzugehen.

Und dann wurde auch er verschlungen von der Dunkelheit.

~~~~~

Ich weiß, ihr musstet lange warten, bis das Kapitel endlich on gestellt war, aber dafür

ist es auch ein wenig länger geworden ^^

Endlich geht die Story richtig los! Und auch ich bin gespannt, wie es endlich weitergehen wird. Aber es warten einige Überraschungen auf euch ^^